

Erich
Wolfgang
Skwara
Anruf aus
Rom

Eine Zwischengeschichte

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 3048

»Ich muß Andrea endlich leben lassen! Wo war sie überhaupt?« Martin, der ältere, ist vorausgeflogen nach Rom. Andrea, die jüngere, soll nachkommen. Es hat Konflikte gegeben. Sie will nicht. In Gedanken läuft Martin durch seine »ewige« Stadt. Er hängt an dem alten Jahrtausend. Vor dem Anbruch des neuen, das Andrea, der Eile, dem Leben gehört, würde er am liebsten anhalten.

Abends im Restaurant unter lauter Handy-Menschen lernt er die Ärztin Daniela kennen. Während sie in ein Gespräch über Leben und Tod geraten, hält Martin plötzlich Danielas Hand – und vergißt die Verabredung, mit Andrea zu telefonieren. »Vielleicht konnte man eine Hand halten, weil man keine Hand mehr zum Halten fand«, sinniert er über seine Gefühle. »So wäre jede Liebe Trost für fehlende Liebe?«

Gedrängt, leicht, schmerzlich schön erzählt Skwaras »Zwischengeschichte« von zwei Tagen in Rom und dem Ende einer Liebe.

Erich Wolfgang Skwara
Anruf aus Rom

Eine Zwischengeschichte

Suhrkamp



2. Auflage 2023

Erste Auflage 1999

suhrkamp taschenbuch 3048

© 1999, Suhrkamp Verlag AG, Berlin

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung nach Entwürfen

von heißmann, heilmann, hamburg

Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-39548-6

www.suhrkamp.de

»Zerstreuen lassen sich tiefe Gemüter nicht; sie finden vielmehr sich selbst und dadurch die Ruhe wieder, daß sie sich absichtlich mit dem Gegenstände ihres Grames beschäftigen.«

Wilhelm von Humboldt

»Neben Lächerlichkeit droht der Liebe stets die verzweifelte Aussicht, von dem geliebten Wesen verstoßen zu werden, und dann bleibt für den Rest des Lebens nur mehr eine *unausfüllbare Lücke*.«

Stendhal

pour L'absente

In einem Papierladen ein Heft kaufen, das weniger kostet als ein Glas Wein, und beschließen, es vollzuschreiben mit dem, was noch übrig war und was er nicht auch noch verlieren wollte von der Nähe, die ihm gerade zerfiel. Keine Auflehnung, kein Dokument der Trauer, wenn überhaupt etwas, dann eine Bewegung der Zärtlichkeit. Wenn das kein Programm war! Er würde sich bemühen, so ordentlich zu schreiben, wie er konnte. Seine zerfahrene Handschrift, unleserlich sogar ihm selber, würde er dieses eine Mal anhalten zum Versuch einer Form. Es war die Form, die er nicht länger erkennen konnte in seiner Liebe zu Andrea, und kaum anderswo.

Er ließ seine Blicke über den Platz schweifen. Es kümmerte ihn nicht, daß die Kellner ihn für einen Touristen hielten. Das war der Preis dafür, an einem der schönsten Punkte Europas im Freien zu sitzen, mittags – hier schien der Winter vorbei – an einem fünfzehnten Jänner. Ein Mann spielte Gitarre und sang mit gar nicht übler Stimme ein Lied nach dem anderen. Das vielleicht Nutzlose tat wohl, das Überflüssige heilte.

Heiter, versöhnend, gewichtlos war dieser Platz, von zweitausend Jahren Zeitvergehen nicht belastet. Martin horchte auf das Wasser, das in seiner Mitte in ein Brunnenbecken fiel. Der Stein leuchtete aus sich selber, auch an grauen Tagen.

Spät abends, zwischen elf und Mitternacht, würde Martin Andrea noch einmal anrufen, so war es vereinbart. Sie hatten zusammen auf diese Reise gehen wollen, aber gemeinsame Unternehmungen schafften sie nicht

mehr. Es hatte wieder einmal Streit um nichts gegeben; endlich war Martin allein gefahren: vorausgefahren, wie er hoffte. Auch am Telefon mißlingen ihre Gespräche. Längst schon fürchteten sie sich davor, einander auch nur anzurufen. Aber sie durften ihrer Angst nicht nachgeben. Mit etwas Glück würden sie in dieser Stadt ruhig werden und einander wieder brauchen. Sie würden die Sprache finden, die ihrer alten Nähe und neuen Ferne entsprach.

Heute, am Telefon, würde sich entscheiden, ob Andrea morgen ins Flugzeug stiege und zu ihm käme. Der Schlußstrich war noch nicht gezogen, so fest sie auch behauptete, ihr Kommen hätte keinen Sinn.

– Was sollen wir anfangen miteinander? Sollen wir Pasta essen und Händchen halten?

– Ja, wir sollten Pasta essen und Hände halten.

– Es hat doch alles keinen Sinn!

Sie hatte mitten im Satz den Hörer aufgelegt. Das war gestern gewesen oder vorgestern. Martin war nicht länger in Aufruhr wie früher einmal. Die Jännersonne, so schwach sie war, wärmte ihn. Es lag auf der Hand, daß er Andrea, die jüngere, einmal verlieren würde. Er wollte den Tag hinauszögern, mehr nicht.

Wenn sie gemeinsam unterwegs waren, im Hotel, im Museum, hielt man sie oft für Martins Tochter; das erregte und traf ihn jedesmal. Zusammen Essen gehen und Hände halten: Es hatte so viel Sinn, wie sie beide der Stunde zugestehen würden. Allen Sinn der Welt oder keinen. Welchen Sinn hatte diese Stadt, das Jahrhundert, Europa, die Schöpfung?

Wie schade, dachte Martin, daß die wärmende Sonne nur mir scheint. Gewiß ist es grau und schrecklich kalt im Norden, wo Andrea den Sinn, auf den es ankommt, verweigern will. Der Sinn war nirgends zu finden, wir müßten ihn geben, und aus heiterem, freiem Entschluß.

Martin kehrte zu dem leeren Heft zurück. Die karierten Seiten, wie in den Rechenheften seiner Kindheit, waren ihm recht. Zeilen verunsicherten ihn, und auf blanken Seiten erst stürzte seine Handschrift ab. Ein weißes Blatt durfte er sich nicht zumuten, er brauchte den Halt der kleinen Rechtecke, wie sehr er ihn brauchte.

Die südlichen Menschen lebten nervös im Augenblick und nahmen die Schönheit ihrer Stadt kaum wahr. Sie träumten von Hollywood-Amerika. Die Stadt als Mutter aber war verliebt in ihre Kinder und verwandelte sie unentrinnbar weich und streng zu ihren Bewohnern: Menschen, anders als irgendwo sonst in der Welt. Gern hätte Martin Andrea verwandelt, über diesem Ehrgeiz verlor er sie. Sie forderte:

– Ich will endlich leben!

Sie bäumte sich auf.

– Wir haben so viel gemeinsam erlebt, das gilt doch auch.

Er wußte, was er nicht sagen durfte, und sagte es trotzdem.

– Was war das schon, unsere paar Reisen, unsere paar Nächte, du bist nie da, wenn ich dich brauche.

– Brauchst du mich denn?

– Nein.

– Ich habe Sehnsucht nach dir.

Sie verstand nicht, was war das: Sehnsucht?

Ein Wort, peinlich und unübersetzbar, ein hilfloses Wort. Wo es falle, da fehle etwas; wo Sehnsucht sei, sei auch Schmerz. Nein, er schwieg, er würde nicht versuchen, Andrea die Sehnsucht zu erklären. Er verstand sie selber nicht.

Aber was gab es schon ohne sie? Sie hatte viele Gesichter, sanft und grell, sie versteckte sich, wo keiner sie vermuten würde. Sie vergewaltigte und mordete auch. Die Sehnsucht hatte diesen Platz vor ihm erbaut, den Brunnen, die Kirche. Sie hatte die ganze Stadt errichtet. Sie verfügte über starke Pranken in ihrer Zartheit, sie war nichts und alles. Martin wiederholte:

– Ich habe Sehnsucht nach dir.

Schon war es Nachmittag. Martin pilgerte zum Friedhof bei der Pyramide des Cestius hinaus, um sein anderes Mädchen zu besuchen. Er war hier kein Tourist, er ging zur Geliebten. Jede Rückkehr stärkte ihn. Erst wo so viel Vertrautheit war, war es gut. Der Liebesakt benahm beim ersten Mal doch immer nur den Atem. Es sollte kein erstes Mal mehr geben, wenn es nach Martin ging.

Am Friedhof hielt er geradewegs auf das Grab Maria Obolenskys zu. Er war der Russin verfallen, als er mit zwanzig zum ersten Mal vor ihrem Grab gestanden hatte. Maria Obolensky war schön. Sie war im Juli 1855 in St. Petersburg zur Welt gekommen und im März 1873 hier in der Fremde verstorben – an der Schwindsucht wohl wie so viele aus ihren Kreisen. Maria Obolensky saß in Stein gemeißelt auf einem Sockel aus Granit vor ihrer eigenen Grabkammer. Das Tor stand halb offen, als

wäre die Tote gerade erst in den Tag getreten und würde gleich wieder zurückkehren in ihren Bereich. Sie saß für eine Weile in der frischen Luft, auch jetzt im Winter im Sommerkleid – wie unvorsichtig bei ihren kranken Lungen! – mit verkreuzten Händen und langem Haar, das ihr bis zu den Hüften fiel, die ein seidener Gürtel umschlang.

Maria Obolensky paßte in diese Gegenwart; sie hätte aus dem Friedhof hinaus in die Stadt ins nächste Café spazieren können; sie wäre dort nicht aufgefallen. Martin hatte es nie versäumt, Maria zu besuchen, wenn eine Reise ihn in ihre Nähe brachte. Wenn niemand zugegen war, küßte er Hände, Schläfen, Stirn und Lippen der schönen Freundin. An warmen Tagen gab es keinen Unterschied zwischen Stein und Haut. Maria Obolensky war das sanfteste Geschöpf, keine Lebende reichte an sie heran. Warum hätte Martin das Mädchen nicht begehren sollen? Man mußte dem Tod nicht gleich jeden Sieg zugestehen.

So war eine Beziehung zwischen ihnen gewachsen, die gegenseitig war. Maria erwartete Martin, sie wartete geduldig. War sie friedlich oder mit einem Schrei gestorben?

Sie konnte eifersüchtig sein. Martin wußte es, seit er Andrea an ihr Grab geführt hatte.

Er hatte damals Marias Stirn geküßt und Andrea gebeten, sich neben sie auf die Granitbank zu setzen: Da waren nun die zwei, die er am meisten liebte, unter der Sonne vor seinem Blick vereint.

Andrea hatte es gern geschehen lassen. Als er ein Foto

machte, fühlte sie eine Schwesternschaft zu der Toten. Ein paar Tage später bekam Martin die entwickelten Bilder zurück und erschrak zutiefst. Das Bild: Es war nicht möglich! Andrea sah aus wie immer, aber das Gesicht der Toten war auf dem Foto zur Maske verzerrt. Kein unbemerkter Lichteinfall, kein ungeschickter Aufnahmewinkel konnte diese Täuschung bewirken: Maria starrte mit aufgerissenen, bösen Augen auf Andrea, ihr Leib schien abgewendet von der Lebenden – sie verweigerte dem Bild das Zugehören. Er hatte verstanden, daß er die Tote mit dem gemeinsamen Besuch beleidigt hatte. Maria Obolensky erwartete Treue von ihm, wenigstens an ihrem Grab. Verstand sie denn nicht, daß er sie nur mit dem Herzen lieben konnte, während er und Andrea aus Fleisch bestanden?

Durfte er nicht zu ihr bringen, wer ihm sonst noch lieb im Leben war? Die Russin war unvernünftig, sie spielte nicht fair. Er hatte dann die Fotografie aufs neue abziehen, vergrößern und verkleinern lassen, er verlangte einen Schwarzweißabzug: Der verletzte, empörte Blick gegen Andrea und den Fotografen blieb bestehen, Labortricks zauberten ihn nicht fort.

Bald darauf war er allein zu Maria Obolensky zurückgeilt und hatte sie um Verzeihung gebeten. Er hatte ihr vom Leben im Fleisch erzählt, an das sie sich immerhin erinnern mußte. Was hatte die Russin von den Körpern gewußt?

– Du darfst mir Andrea nicht übelnehmen, ich brauche ihre Wärme und ihren Atem.

Seither hatte er Marias raschen Verfall erfahren müssen. Wo es anfangs nur weißen, trockenen Stein gegeben hatte, waren bald graue und schwarze Flecken gewach-

sen. Schimmel überzog auf einmal ihre Haut zwischen Ohren und Hals, die schöne Höhlung ihrer Augen verlor die Festigkeit und wurde körnig. Aus den Handrücken und nackten Unterarmen lösten sich, porengroß, Körnchen von Stein – und brüchig wurde auch ihr Haar. Maria war noch immer schön, doch sie verlor an Glanz, sie wirkte müde. Sogar ihr Name, eingemeißelt in den Sockel, auf dem sie saß, verwitterte.

Niemand kümmerte sich um die Tote, so viel war deutlich, und Martins Liebe bewirkte nichts. Er war – auch Andrea machte ihm den Vorwurf – zur tätigen Liebe unbegabt. Seine Liebe beschwerte nur, benahm den Atem, riß hinab. Wie oft hatte Andrea auf sein Beteuern, er liebe sie, kalt entgegnet:

– Beweise es!

Wenn er Maria Obolensky besuchte, hielt er an einer Nähe fest, die etwas galt in seinem Leben. Er freute sich, als er in der schmalen Vase, die neben der Sitzenden im Stein befestigt war, eine Blume entdeckte. Irgend jemand hatte Maria besucht.

Dann sah er – rund um ihr Grab – die Katzen. Die Tiere waren nicht mager oder krank, sie hatten weder vereiterte Augen noch kahle Flecken im Fell. Diese herrenlosen Tiere strotzten vor körperlichem Wohlsein. Ohne Scheu, fast plump, verführerisch kamen sie daher und machten Martin ein wenig Angst.

Sie näherten sich von allen Seiten. Manche liefen oder schlichen geduckt, sie umkreisten und umlagerten ihn. Sie wollten kein Futter von Martin, sie suchten Nähe, Menschnähe. Die Toten genügten ihnen nicht. Die

Katzen streiften gegen seine Hose, traten zart auf seine Schuhe, miauten, streckten die Pfoten nach ihm aus. Eine mit leuchtendem Fell versuchte sogar, an ihm hochzuklettern.

Er hatte seit jeher gespürt: Den zweiten Anfang gab es nicht.

Es hätte dennoch an Andrea gelegen, ihn zu fordern. Er hatte geschwankt, sie hätte auf Nähe bestehen und ihn einholen müssen wie ein Fischer seinen Fang. Aber sie hatte sein Zögern gespürt und ihm nicht getraut, bei aller Nähe. Sie war die Klügere gewesen, sie würde immer die Klügere sein. So hatte sie jedem »ich liebe dich« hinzugefügt:

– Gegenseitige Liebe gibt es nicht.

War das nicht die Liebe: einen Menschen erwählen – ohne Anlaß und Verdienst – und zum Mittelpunkt der Welt erheben? Für wie kurz oder lang auch immer und mit welchen Gedanken im Kopf, das hatte mit der Liebe schon nichts mehr zu tun.

Martin prallte vor Andreas Nüchternheit zurück. Nüchternheit war seine Feindin. Darauf blieb Martin nichts als das Gemurmel alter Männer, von denen es heißt: Die werden langsam wunderbarlich.

Wenn sie ermattet nebeneinander oder, schlampig hingestret, übereinander lagen, zwei verrenkte Puppen, bewunderte er aus den Augenwinkeln Andreas Körper. Sonnenstrahlen fielen über ihre Brüste und ihr Geschlecht, er wußte dann, daß keine Begierde und keine Zärtlichkeit seiner Hände und Lippen an die Begabung des Lichtes heranreichte, ihren Leib zu liebkosen. Eine

Erkenntnis war es, die ihn mit allen Männern verband, ein Zurückstecken, das ihn begleiten würde in jede Nähe.

Die Katzen ließen nicht ab von Martin. Sie umschmeichelten ihn, er war versucht, die eine oder andere zu streicheln, aber er würde es nicht tun. Er könnte gebissen werden, vielleicht waren die Tiere doch krank – neben den Essensresten der alten Frauen ernährten sie sich gewiß auch von Ratten und Totenteilen. Er übertrieb, wer lag hier schon an frischen Toten?

Waren Katzen nicht Zaubertiere?

Sie sprangen auf den Sockel, sie erkletterten die steingewordene Maria Obolensky. Mit Martin auf gleicher Höhe, reckten sie sich ihm entgegen. Er konnte die Hände und das Gesicht des Mädchens nicht erreichen: Kaum versuchte er es, holten die Katzen auch schon nach ihm aus, er sah ihre gespreizten Krallen.

Martin spürte Eifersucht. Aber war es nicht tröstlich, wenn Maria nicht allein sein mußte? Auch Blumen und Katzen schufen ein wenig Gegenwart. Eine Veränderung zum Heiteren hin hatte am Grabe stattgefunden. Gut so, dachte Martin, also werde ich der Freundin weniger fehlen, falls ich ihr fehle. Vielleicht wird sie mich bald schon nicht mehr brauchen. Auch Andrea braucht mich nicht wirklich, durchfuhr es ihn erneut. Und schrill, störend an diesem Ort, ertönte eine elektrische Torglocke. Der Friedhof wurde jetzt geschlossen, die Besuchszeit war um.

Beim Ausgang hatte Martin den Friedhofswärter angetroffen, einen hageren Jüngling in Blue Jeans, der zu

seiner Rolle nicht zu passen schien. Vielleicht vertrat er auch nur seinen Vater.

– Erstaunlich, die vielen wohlgenährten Katzen, sagte Martin.

– I gatti sono i veri signori, grinste der Kerl mit dem großen Schlüssel in der Hand.

– Sollten die wahren Herren an diesem Ort nicht die Toten sein?

– Die Toten sind keine Herren, sie sind nur tot, das zählt nicht mehr.

Schon fiel das eiserne Tor ins Schloß.

Auf dem Rückweg in die Stadt entdeckte Martin die Apotheke. Er hatte, die laute Via Marmorata entlang, die Richtung zum Tiber eingeschlagen, da sah er das grüne Neonkreuz: Farmacia. Es fiel ihm wohl nur auf, weil es dämmerte und die Neonröhren schon erleuchtet waren. Gewiß war er im Laufe des Tages an Dutzenden von Apotheken vorbeigegangen, und nie war ihm in den Sinn gekommen, was ihm jetzt unaufschiebbar dringlich schien: das Rezept.

Er trug es in der Brieftasche bei sich. Seinem Freund, dem Arzt im Norden, hatte er es abgerungen, kein Arzt schrieb gern solche Rezepte aus. Als Martin noch jung gewesen war, hatte er sterben wollen. Ein Freund hatte ihm damals *Nembutal* beschafft, rasch wirkendes Pentobarbital. Es hätte reichen müssen, aber Martin war zu früh aufgefunden und gerettet worden. Er hatte es als ein Zeichen dafür genommen, daß er weitermachen mußte. Nur war seither ein geheimer Hunger nach dem Nichts in ihm wachgeblieben. Nein, er wollte nicht sterben,

nicht gerade jetzt, aber die Freiheit dazu in der Schublade zu haben, bedeutete Martin viel.

Nur war es seither schwieriger geworden, an Pillen dieser Art heranzukommen. Die wachsende Unfreiheit in der Welt schuf tausend Gesetze und Verbote, die an der Würde des Einzelnen rüttelten. Das Leben wurde vor allem da geschützt, wo es seinen Wert verloren hatte.

Es war Martin dennoch gelungen, dem befreundeten Arzt das Rezept zu entlocken. Der hatte sich vielleicht nur erweichen lassen, weil *Nembutal* in dem Land, wo er praktizierte, nicht länger vertrieben wurde. Martin könne ja sein Glück im Ausland versuchen –

Angelockt von dem grünen Neonkreuz betrat Martin die Apotheke. Der Mann hinter der Theke aus schwarz gebeiztem Holz las das Rezept und gab vor, das Medikament nicht zu kennen. Er tippte das Wort in den Computer, in dem die Namen aller erhältlichen Arzneimittel angeblich gespeichert waren. Martin half ihm weiter:

– Pentobarbitale.

Der Apotheker verstand, zuckte zusammen: Pentobarbitale, nein, im Handel sei noch *fenobarbitale*, sagte er. Wie mild und rettend allein schon dieses Wort in seiner Sprache klang. Der Handelsname lautete *Luminale*; es werde unter strengster Rezeptpflicht abgegeben.

Der fremde Signore müsse einen Arzt aufsuchen, der ihm, auf Grund des ausländischen Rezeptes, vielleicht ein neues schreiben würde.

Wo denn ein Arzt für diesen Zweck zu finden sei, wollte Martin wissen.

Gleich hier im Haus, eine Etage höher, der Dottore halte gerade Ordination, gab der Apotheker Auskunft. Ungeduld lag in seiner Stimme, er wollte diesen sonder-